

Vorrede des Autors

Für den vorliegenden neuen Sherlock-Holmes-Roman aus meiner Feder habe ich mir etwas ganz *Perfides* für meine hoch verehrte Leserschaft einfallen lassen. Ich führe nicht nur den jungen Journalisten Edgar Wallace, der in der Handlungszeit erst neunundzwanzig Jahre alt und noch nicht weltberühmt war, in die fiktive Welt des Meisterdetektivs und seines stetigen, treuen Freundes und Begleiters Dr. John H. Watson ein, sondern adaptiere zudem das Thema einer seiner zahlreichen Romane. Gemeint damit ist *Der Frosch mit der Maske* (*The Fellowship of the Frog*), der 1925 erschien. Keine Bange, mein Buch ist mitnichten eine Nacherzählung von Wallace' Stoff, was angesichts seiner meisterhaften Fabulierkunst auch so nicht möglich gewesen wäre. Eigentlich geht es nur um die Idee der *Bande der Maskenfrösche*, die ich aufgegriffen habe. Mehr noch: Um Sie, verehrter Leser, vollends zu verwirren, habe ich die gesamte Handlung *ge-* und *verändert*, mich allerdings der Namen der Hauptprotagonisten aus Wallace' erfolgreichem Krimi bedient. Jedoch, um das Verwirrspiel zu komplettieren, jenen ganz andere Persönlichkeiten, Geschlechter und Funktionen zugeschrieben. Damit sollte selbst ein eingefleischter *Edgar-Wallace-Fan* nicht in der Lage sein, die einzelnen Fäden der Intrigen des Plots meines Romans so schnell zu entwirren. Das hoffe ich jedenfalls. So bleibt mir an dieser Stelle lediglich

noch, mich für Ihr Interesse zu bedanken, dass Sie zu diesem Buch gegriffen haben, und wünsche Ihnen gute und spannende Unterhaltung mit Sherlock Holmes, Dr. Watson *und* Edgar Wallace!

Kapitel 1

London, April 1904:

Diese beschauliche Nacht, in der die volle Scheibe des Mondes sein fahles Licht über die britische Metropole ergoss, war für Liebende wie geschaffen. Kaum einer dachte hingegen an die sprichwörtliche Schattenseite dieser romantischen Nachtzeit, an die personifizierte Finsternis, die Dunkelheit, die Düsternis, den Tod, der auf leisen Sohlen daherkam und sich zu dieser späten Stunde auf dem Weg zu einem mondänen Stadthaus machte. Dieses lag in South Kensington, nördlich von Chelsea, südlich des Hyde Parks, westlich von Knightsbridge und östlich von Earls Court. Genauer in der Fulham Road, der längsten Straße, die bis zu den angrenzenden Stadtteilen Hammersmith und Fulham verlief.

Das vornehme und extravagante Stadthaus stach durch seine eigenwillige Architektur im barocken Queen-Anne-Stil von den nachbarschaftlichen stilvollen Backstein-Bauten heraus. Zu den verwendeten Baumaterialien gehörten feingliedriges Ziegelmauerwerk, weiß gestrichene Holzfassaden und heller Kalkstein. Vor allem die Vorliebe für pittoreske Asymmetrien herrschten vor. Gut

ein halbes Dutzend Erker waren übereinandergestellt. Hinzu kamen zwei Ecktürme mit Kuppeldächern und allerlei Zierrat, die die unsymmetrische Fassade eingrenzten und dem Gebäude etwas Schlossartiges verliehen. Wenn auch lediglich in einem stark verkleinerten Maßstab.

Die sechs dunkelgekleideten Männer mit den hohen, schwarzen Hüten, die Leinensäcke über die Schultern geschnürt hatten, schlichen im Schatten der umliegenden Häuser heran. Für sie bedeutete es keinerlei Schwierigkeiten, den Eisengitterzaun zu überklettern, der ihr Zielobjekt von den anderen Gebäuden abgrenzte. Auf der gegenüberliegenden Seite angekommen, holten sie aus ihren langen Mänteln grünfarbige Masken hervor, die sie sich umbanden und so ihre Gesichter von den Stirnen über die Wangenknochen bis hin zu den Kinnen verdeckten. Diese gaben grotesk verzerrte, Furcht einflößende Fratzen von Fröschen wieder, mit weißen, überdimensionierten Glupschaugen und breiten, zahnlosen Müulern.

Angeführt wurde das halbe Dutzend Eindringlinge von dem sogenannten *Nasty man*, dem *Garstigen Mann*. Spinnengleich huschten sie also am kleinen Garten an der Vorderfront des Hauses mit dem tief liegenden Eingang vorbei, der von einem breiten Vordach gekrönt wurde, bogen um die Ecke, um an der Seite des Gebäudes zum hinteren Dienstboteneingang zu gelangen. Dort angekommen war es dem *Nasty man* ein Leichtes, mit seinem professionellen Einbruchbesteck unbemerkt die Tür zu

öffnen. Nacheinander schlüpfen die Einbrecher durch den Spalt ins Innere des Stadthauses hinein, um sogleich dem Zugang in die Haupträume zuzustreben.

Nur der Mondschein, der wie blassgelber Nebel durch die zahlreichen lackierten, mit dem Mauerwerk bündigen Schiebefenster sickerte, ermöglichte eine Orientierung. Außer dem leisen Knarzen von Holz war kein anderes Geräusch zu hören.

Die *Maskenfrösche* hatten zuvor schon ausgespäht, dass in dieser Nacht weder ein Dienstmote, noch ein Hausmädchen zugegen war. Lady Maitland, wie die Besitzerin hieß, nächtigte ganz alleine.

Während drei Männer im ausladenden Salon im Erdgeschoss zurückblieben, um nach Wertgegenständen zu suchen, stiegen die drei anderen beinahe lautlos die steile Treppe zu den Schlafräumen hinauf. Es gab derer zwei. In einem der Zimmer musste sich die Hausherrin zu dieser fortgeschrittenen Zeit befinden.

Das erste war leer, im zweiten wurden sie fündig.

Die Frau, die annähernd achtzig Lenze zählte, lag schnarchend in ihrem großen Bett. Auf dem voluminösen Kissen zeichneten sich spärliche, mausgraue Haare ab, die ein schmales, faltenerfurchtes Gesicht einrahmten, aus dem eine umso voluminösere Habichtsnase hervorstach.

Als der *Nasty man* an die Schlafstatt herantrat, öffnete Lady Maitland unversehens die wässrigen Augen. Doch bevor auch nur der Ansatz eines Schreies ihre Kehle verlassen konnte, legte sich eine behandschuhte Hand auf ihren verkniffenen Mund.

„Keinen Mucks, Ma’am.“ Der Klang der Stimme des Anführers der Eindringlinge war hart und drohend.

Vorsichtig löste er die Finger wieder von den Lippen der vom Schock erstarrten Greisin. Entgeistert starrte sie den Fremden mit den fürchterlichen Froschmasken entgegen, die vom bleichen, durch das Fenster fallende Mondlicht beschienen, direkt aus einem Albtraum entsprungen wirkten.

„Verraten Sie uns einfach, wo Sie Ihren Schmuck, das Geld und andere Wertsachen aufbewahren, dann wird Ihnen nichts geschehen, Ma’am.“

Es schien eine halbe Ewigkeit zu dauern, bis Lady Maitland den ersten Schreck überstand. Allerdings wandte sie den Blick von den hervorquellenden künstlichen Froschaugen ab, hinter denen durch kleine Löcher im Gegensatz dazu winzig anmutende Pupillen der Eindringlinge funkelten. Sie atmete tief durch, nahm allen Mut zusammen, den sie sammeln konnte, und entgegnete leise, wie ein Hauch: „Ich ... ich werde nichts dergleichen tun ...“

Der *Nasty man* zögerte keine Sekunde. Um seiner zunächst verbal gestellten Forderung den nötigen Nachdruck zu verleihen, versetzte er der alten Frau eine schallende Ohrfeige. Von der brachialen Wucht wurde ihr Habichtkopf auf die andere Seite des Kissens herumschleudert. Ein dünner Blutfaden rann aus dem getroffenen Ohr.

„Soll ich Ihrem Gedächtnis noch weiter auf die Sprünge helfen, Ma’am?“

Lady Maitland war blass wie der Tod, wimmerte wie ein Kleinkind. Tränen liefen ihre hohlen Wangen hinunter und benetzten den Kragen ihres Nachthemdes. Aufgrund der rohen Gewalt, die der Fremde angewandt hatte, war sie eingeschüchtert und wahrlich klug genug, nicht weiter die mutige Jeanne d'Arc zu spielen. Mit brüchiger Stimme beschrieb sie, wo im Haus ihre Wertsachen verwahrt waren.

Der *Nasty man* nickte seinen Komplizen zu und verließ das Schlafzimmer, um sich unten im Erdgeschoss zu den drei anderen zu gesellen. Deren Suche hatte sich erledigt, denn nun wussten sie, wo die Hausschätze versteckt waren.

Die beiden zurückgebliebenen Maskenfrösche zogen plötzlich lange Dolche aus ihren Manteltaschen, die nun wie eingegossen in ihren behandschuhten Fäusten lagen.

Noch bevor Lady Maitland begriff, was in der nächsten Sekunde geschah, sausten die Klingen mit tödlicher Präzision auf sie nieder, ratschten durch das Nachthemd in ihren dürren Leib. Erst nach zwei Dutzend Stichen hielten die Mörder mit den Froschmasken inne. Obwohl sie ein wahres Blutbad veranstaltet hatten, hatten sie dabei emsig darauf geachtet, dass kein Tropfen des roten Lebensaftes auf ihre Mäntel spritzte.

Am Leintuch säuberten sie die scharfgeschliffenen Klingen. Einer von ihnen holte einen Handstempel aus Naturkautschuk sowie ein kleines Holzgefäß hervor, das er öffnete. Es beinhaltete ein mit goldener Farbe eingefärbtes Stempelkissen, in das er nun den Stempel presste, um diesen gleich danach auf das rechte Handgelenk Lady

Maitlands zu drücken. Auf der schrumpeligen Haut blieb der Abdruck eines goldenen Frosches zurück.

Schließlich wandten sich die beiden Mörder wortlos von der grausam entstellten Leiche ab und gingen ebenfalls nach unten. Denn dort wartete reiche Beute auf sie.



Am übernächsten Vormittag kehrte ich von einem Spaziergang auf der breiten und geschäftigen Baker Street im Londoner Bezirk Marylebone in die gemeinsame Wohnung zurück, die ich mit meinem Freund und Partner Sherlock Holmes teilte. Gewiss, anfänglich war sie für zwei junge Männer, die wir einst waren, mitunter zu schick und zu kostspielig gewesen. Dementsprechend hatten wir uns damals schon bis heute die Miete geteilt.

Das große, luftige Wohnzimmer, welches sich an zwei behagliche Schlafstuben anschloss, war freundlich möbliert und sehr hell, auch wenn es etwas klaustrophobisch eingerichtet war. So beherbergte es einen bescheidenen *Junggesellentisch*, wie wir untereinander unkten, zudem einen kleinen Beistelltisch nebst Stühlen, einen Sessel und einen Weidenkorbstuhl, ferner ein Sofa und eine Anrichte. Vor dem Kamin lag ein Bärenfell.

Durch die beiden breiten Fenster fiel gedämpftes Sonnenlicht auf die mit einem Morgenrock bekleidete hagere Gestalt, die rücklings auf der Couch ruhte.

Immer, wenn ich meinen Freund und Partner in dieser Position erblickte, musste ich zweimal hinschauen, um zu erkennen, ob er eingeschlafen war oder seinem obligatorischen Morphinrausch gefrönt hatte. Mit einem prüfenden Blick entdeckte ich tatsächlich neben ihm auf dem Samtpolster eine Spritze, die er sich zuvor wohl an seinen Unterarm gesetzt hatte.

Kopfschüttelnd hängte ich Hut, Mantel und Gehstock an die Garderobe. Als meinem Partner ein beinahe unhörbarer Laut über die Lippen kam, widmete ich ihm meine volle Aufmerksamkeit.

Sherlock Holmes' Pupillen waren geweitet, fixierten einen unsichtbaren Punkt über sich an der Decke an. Der Detektiv schien geistig völlig abwesend. Selbst zu dieser fortgeschrittenen Uhrzeit scheute er sich nicht, seinem, wie er stets betonte, *Vergnügen* nachzugehen.

Ich als Arzt hingegen sah seinen Narkotikum-Konsum nicht etwa als Ausdruck von Langeweile oder mangelnder intellektueller Beschäftigung, sondern als unmittelbares Anzeichen klassischer Symptome von Depression und Trübsinn. Es war verwerflich, ja geradezu selbstzerstörerisch, sich diesem Laster hinzugeben. Dahingehend ließ sich mein Partner allerdings keineswegs belehren und deshalb ersparte ich mir auch jetzt jegliche Diskussion darüber. Dennoch kam ich nicht umhin, ihn zu necken.

„Ich weiß genau, dass Sie mich wahrnehmen, Holmes. Tun sie nicht so, als würden Sie nichts um sich herum registrieren. Das verfängt bei mir nicht. Dafür kenne ich

Sie einfach viel zu gut. Also Schluss mit der Theatereinlage.“

Tatsächlich war ich früher davon ausgegangen, dass der Detektiv in seinem Drogenrausch in Sphären weilte, die nur Süchtigen vorbehalten waren. Doch diesbezüglich hatte ich mich mehrmals getäuscht. Ohnehin kam es darauf an, wie stark die Morphium-Dosis war, die er sich spritzte.

Holmes' Augenlider flatterten wie die Flügel eines Schmetterlings. Und auch das gewohnte Leuchten kehrte flugs in seine grauen Augen zurück.

„Haben Sie heute schon die *Times* gelesen?“ Seine Stimme klang erstaunlich fest. Und um seine zuvor noch verkniffenen Lippen lag nun ein Lächeln, dessen Bedeutung ich nicht richtig einzuschätzen vermochte.

Erstaunt zog ich die rechte Augenbraue in die Höhe. In der Tat hatte unsere Vermieterin Mrs. Hudson, die wahrlich *gute Seele* dieses Hauses, wie gewöhnlich jeden Morgen eine tagesaktuelle Ausgabe der *Times* heraufgebracht. Allerdings hatte ich sie noch nicht gelesen, wollte das nach meinem beendeten Spaziergang nachholen. Deshalb verneinte ich und fragte stattdessen: „Sie etwa, Holmes?“

Der Detektiv nickte schwach.

„Das kann ich mir in Ihrem Zustand, der Ihrer geradezu masochistischen Unsitte geschuldet ist, keineswegs vorstellen.“

Mein Partner setzte sich plötzlich so schnell auf, dass ich unweigerlich zusammenzuckte, hätte ich ihm doch

diese Reaktion aufgrund seiner Befindlichkeit nicht zugetraut.

„Ich habe den Leitartikel gelesen, nachdem Sie es für nötig hielten, sich bei einem Spaziergang zu entspannen, Watson.“

„Hat sich dieser denn so schockierend auf Sie ausgewirkt, dass Sie danach gleich zur Spritze greifen mussten?“, gab ich halb spöttisch, halb interessiert zurück. Ich nahm im Ohrensessel gegenüber der Couch Platz und griff nach der Gazette, die auf dem Tisch lag.

Während ich die Titelstory las, sah mich der beratende Detektiv mit seinen scharfen und durchdringenden Augen fest an, wie ich zwischendurch feststellte.

Sein Profil mit der schmalen, falkenhaften Nase, die ihm einen Ausdruck von Wachsamkeit und Entschlossenheit verlieh, gleichsam sein markantes Kinn, das die Prominenz und Wucht hatte, die einen entscheidungsfreudigen Mann ausmachten, zeichnete sich deutlich im zaghaften Sonnenlicht dieses herrlichen Apriltages ab.

Der *Times*-Artikel handelte vom beherrschenden Thema, das auch die anderen Zeitungen dominierte: die Raubmorde der sogenannten *Froschbande*. Diese Benennung war dem Umstand geschuldet, dass die Täter auf den Handgelenken ihrer Opfer das Zeichen eines goldenen Frosches zurückließen. Innerhalb von nur zwei Wochen hatte es zwei *Froschmorde* gegeben. Zum einen war Lady Chatterfield im Stadtteil Mayfair ausgeraubt und dann bestialisch erstochen worden. Und zum anderen Lady

Sombatten in Chelsea. Doch sie war nicht die Letzte, wie die *Times* verriet. Denn jüngst hatte auch Lady Maitland in South Kensington dasselbe grausame Schicksal ereilt. Alle Opfer wohnten in exklusiven Gegenden, waren im hochbetagten Alter, alleinstehend und sehr vermögend.

Ich legte die Gazette aus den Händen und sah Holmes an, der inzwischen seine Bruyère-Holzpfife mit Navy-Tabak gestopft hatte, den er gewöhnlich in der Spitze eines persischen Pantoffels aufbewahrte, und sie entzündete. Genussvoll zog er an dem Rauchinstrument, ließ den Qualm durch die Nasenlöcher entweichen, der sich bläulich über seinem Kopf kräuselte. Er schien heute ein unbändiges Verlangen nach Rauschmitteln jeglicher Art zu haben.

„Was halten Sie von diesen Froschmorden, wie die Presse diese höchst boulevardesk bezeichnet, Holmes?“, fragte ich gleich darauf, gespannt auf seine Meinung. Doch die wollte er mir offensichtlich nicht kundtun.

„Die Welt ist schon ein seltsamer Ort, mit noch seltsameren Bewohnern“, sinnierte er stattdessen völlig am Thema vorbei, wie ich zunächst dachte.

„Wie soll ich das verstehen? Und was hat das mit den Froschmorden zu tun?“

Holmes nahm einen weiteren Zug. „Es ist gewiss nicht verwunderlich, dass sich Mörder und Räuber alte, gut betuchte und alleinstehende Ladys als Opfer aussuchen. Dass sie dabei aber auch noch das Zeichen eines goldenen Frosches bei ihnen hinterlassen, indes schon.“

„Und was schließen Sie daraus?“

„Sie kennen mich gut genug, wie Sie zuvor prahlten, um genau zu wissen, dass ich Ihnen eine entsprechende Antwort zu diesem Zeitpunkt schuldig bleiben muss, Watson.“

Kapitel 2

Der einst schlanke und nun durchaus gewichtige Mann mit dem dunklen, gescheitelten Haar und dem an den Seiten hochgezwirbelten Lippenbart lehnte sich fast gar militärisch aufrecht in seinem Sessel zurück. Allerdings hatte diese Geste nichts mit Gemütlichkeit oder Gleichmut gemein, sondern war lediglich dem Abschweifen seiner Gedanken in die Vergangenheit geschuldet, die unmittelbar mit den Geschehnissen der Gegenwart verbunden waren.

Edgar Wallace, so hieß der junge Journalist, saß an diesem Morgen in seiner Wohnung Elgin Crescent 37 in Notting Hill, die er kurz zuvor gegen das bescheidene Domizil in der Pension *Cheerfulness* in der Caldwell Street getauscht hatte. Mehr als dieses Quartier war nach seiner Ankunft in London am 8. August 1903 mit seiner Frau Ivy aus Johannesburg zunächst nicht möglich gewesen. Das hatte sich erst geändert, nachdem er sich sprichwörtlich eine Arbeit im Redaktionsgebäude der *Daily Mail* in der Tallis Street *erbettelt* hatte. Der Geschäftsführer John Crowley hatte nicht nur Erbarmen mit dem in Südafrika angesehenen und nun völlig abgebrannten

Kriegsberichterstatter gehabt, sondern diesem zudem in einem Anfall von Großzügigkeit einen Vorschuss von sechzig Pfund gegeben.

In der Folge musste Wallace allerdings erkennen, dass das mehr oder weniger im Selbststudium in Johannesburg erlernte, schreibende Handwerk nicht ganz ausreichte, um den redaktionellen Anforderungen zu genügen. Der Chefredakteur und die anderen Mitarbeiter gingen davon aus, dass der berühmte neue Kollege das journalistische Einmaleins vollkommen beherrschte, was jedoch keineswegs der Fall war. Wallace' Recherchen waren mangelhaft, er war weder in der Lage, die Kurzschrift auszuüben, und führte gleich gar keinen geschwinden Bleistift. All diese handwerklichen Mängel ließen ihn sich selbst mitunter wie einen Hochstapler vorkommen. Dementsprechend arbeitete er doppelt so hart und verbissen wie seine Zunftkollegen. Jeden Tag wuchs deshalb sein diesbezügliches Wissen, sein Schreibstil wurde flüssiger, Recherchen und Meldungen wohlgezielter. Gegen seine eigentliche innere Einstellung wurde er zu einer Art Spezialist für das Leben der Armen, für spektakuläre Kriminalfälle und für Exekutionen. Da er selbst aus der Gosse stammte, verachtete er mehr oder weniger die Habenichtse und Hungerleider, über die er nun schrieb. Und obwohl sein Herzblut nicht gerade für diese thematische Form der journalistischen Berichterstattung wallte, verrichtete der junge Lokalredakteur seine Aufgabe hervorragend. Das wiederum brachte ihm das Wohlgefallen von Alfred Harmsworth ein, dem Besitzer und Schriftleiter der *Daily Mail*.

Im Februar 1904, also vor zwei Monaten, stellte dieser Wallace die Anfrage, ob er bei gleichem Lohn nicht die Chefredaktion des Tochterunternehmens, den *Evening News* übernehmen wollte. In Aussicht auf diese neue Herausforderung sagte Wallace begeistert zu. Schließlich war nur den Tüchtigen das Glück hold. Allerdings befand er sich schnell wieder in derselben Treitmühle wie zuvor. Schlimmer noch, da die *Evening News* nicht wie die *Daily Mail* eine Tages-, sondern eine Abendzeitung war, verbrachte er zu den unmöglichsten Zeiten viele Stunden in der Redaktionsstube. Die nachmittäglichen Pokerspiele im Presseclub, denen er im Vorhinein gefrönt hatte, blieben ihm somit verwehrt.

Die innere Zwistigkeit bestand darin, dass Wallace einerseits den Journalismus liebte und diesen Beruf als sein Lebensziel auserkoren hatte, andererseits ihm jedoch die tägliche Routinearbeit zu wenig persönliche, sprich private Freiheiten einbrachte, nach denen er sich so dringend sehnte. Zudem trug das Arbeitspensum zu wenig Lohn ein. In der Folge litt unter diesem Zwist nicht nur sein Wohlbefinden und seine Toleranz, sondern auch seine Ehe. Ohnehin war diese seit dem Schicksalsschlag, den ihn und seine Gemahlin noch in Johannesburg ereilt hatte, stark belastet.

Das Unglück brach genau zu jener Zeit über sie herein, als er sich als Editor der *Rand Daily Mail* verdingte und sich und seiner Familie ein Haus mit einem hübschen Garten und einem schwarzen Dienstmädchen leistete. Nach der Arbeit setzte er sich oftmals mit seiner

Ehegattin auf die weiße Holzbank auf der Veranda, um dem Rauschen der Bäume zu lauschen. Noch in Kapstadt hatte Edgar Ivy Maude Caldecott, Kind eines methodistischen Missionars geheiratet, die ihm am 23. Mai 1902 eine Tochter schenkte: Eleanore Claire Hellier. Doch die Familienfortüne hielt nicht lange an. Die kleine Eleanore erkrankte völlig unerwartet an Hirnhautentzündung und bekam hohes Fieber. Am 17. März 1903, mit gerade Mal zehn Monaten, starb sie einen schrecklichen, mit schweren Krämpfen begleiteten Tod. Eine entsetzliche Tragödie, die das junge Paar wie einen bösen Fluch heimsuchte.

In der Folge verschlechterte sich Ivys Gemütszustand. Ihre Stimmungslagen wechselten beinahe täglich. Mit Schauern dachte Edgar daran, wie sie entweder von morgens bis abends im verdunkelten Schlafzimmer lag oder jede Ecke des Hauses penibel reinigte, mitunter ein Festessen zubereitete, sich bis zur Besinnungslosigkeit betrank oder grundlos von Lach- beziehungsweise Weinkrämpfen geschüttelt wurde. Kurzum, seine Gattin rückte dem Irrsinn immer näher.

Aus diesem Grund entschied sich Edgar Wallace für einen tragischen Schritt, ging er doch davon aus, dass Ivy nur in der Heimat, also in *good old England*, wieder an Körper und Geist gesunden konnte. Gleichwohl benötigten sie dazu mehr Kapital, als ihnen zur Verfügung stand. So war es nicht verwunderlich, dass sich der junge Journalist den Spekulanten annäherte, die sich in den Klubs, auf Empfängen, auf dem Rennplatz oder im Theater herumtrieben und mit ihrem über Nacht

gemachten Vermögen herumprahlten. Wallace begab sich auf das trügerische Glatteis von Pferderennen und Aktienkäufen, bei denen nur eines galt: Wer schnell viel gewinnen wollte, musste riskant setzen, um hohe Quoten zu erzielen. Doch zumeist waren die Außenseiter-Gäule lahm und die Wertpapiere Not leidend. Dennoch gelang es ihm ab und an, beträchtliche Summen zu ergattern, die er wiederum in neuen Wetten oder Käufe investierte. Eine Spirale, die ins Uferlose wuchs, weil, wie jedem anderen Zocker auch, das Glück mitnichten andauernd hold war. So borgte sich der zu anfangs leidenschaftliche und später krankhafte Spieler immer mehr Geld, um ein Loch zu stopfen und damit zwei weitere aufzureißen. Unter seiner Spielwut litt zudem seine Arbeit und Stellung als Redaktionsleiter, die er schließlich verlor. Derweil beliefen sich Wallace' Wett- und Spielschulden auf eine unfassbare Summe von mehreren Tausend Pfund, die er mit den mageren Gelegenheitshonoraren, von denen er mit seiner Gemahlin nun leben musste, nie mehr würde zurückbezahlen können.

Deshalb entschloss er sich mit Ivy zur Flucht aus der Südafrikanischen Republik, die 1900 während des Zweiten Burenkrieges vom Vereinigten Königreich endgültig annektiert worden war. Im selben Jahr hatte er als Kriegsberichterstatter durch geschickte Umgehung der Militärzensur den Friedensvertrag zwischen Großbritannien und den beiden Burenrepubliken Transvaal und dem Oranje-Freistaat noch vor dem offiziellen Veröffentlichungstermin in der *Daily Mail* publiziert. Genauer gesagt,

vierundzwanzig Stunden zuvor. Daraufhin wurde ihm von Lord Kitchener, dem damaligen Oberbefehlshaber der Briten im Burenkrieg, die Erlaubnis zur Kriegsberichterstattung in der Südafrikanischen Republik entzogen, sodass er schließlich zwei Jahre später zur *Rand Daily Mail* wechselte.

Im Sommer 1903, auf dem Tiefpunkt seines Lebens, fuhr Wallace mit seiner Gemahlin und mit dem Geld, das er für seine goldene Uhr beim Pfandleiher erhalten hatte, mit der Bahn nach Kapstadt und buchte sich zwei Passagen dritter Klasse für den Liniendampfer nach Großbritannien. An Bord verspielte er jedoch seine letzten Pfund bei einer Pokerrunde, sodass er und Ivy mit noch drei Shilling in der Tasche im Vereinigten Königreich ankamen ...

Edgars Gedankengänge, die in der Vergangenheit verweilt waren, wurden vom Eintreten seiner Frau in das Wohnzimmer unterbrochen. Ihr Seelenzustand hatte sich verbessert, seit sie wieder schwanger war. Jeden Tag konnte das Kind kommen, wie ihr voluminöser Bauch unter dem schlichten Morgenkleid eindrücklich bezeugte. Die Geburt konnte hoffentlich dazu verhelfen, dass das Gespenst des schrecklichen Meningitis-Todes der kleinen Eleanore, das zeitweilig wie ein Damoklesschwert über ihren Häuptern schwebte, verblasste. Jedenfalls ein wenig.

„Wie geht es dir heute, meine Liebste?“ Edgar sah die hübsche Dunkelhaarige von der Seite her an, die sich jetzt mit einem tiefen Seufzer ihm gegenüber auf die Couch setzte.

„Ich hoffe, dass der Herrgott die eindringlichen Gebete einer Frau in gesegneten Umständen erhört, die Frucht ihres Leibes möge baldigst und ohne Komplikationen und vor allem kerngesund zur Welt kommen.“

Wallace nickte bestimmt. Nichts wünschte er sich mehr, als dass dieser Wunsch vom Allmächtigen gewährt wurde. Sie hatten schon zu viel gelitten, als dass sie einen weiteren Schicksalsschlag hinnehmen könnten. Vielmehr würde ein solcher Ivy entweder doch noch dem Wahnsinn preisgeben oder sie direkt ins Grab bringen. Über beide Möglichkeiten wollte er jedoch keinen Gedanken verschwenden.

Das Ehepaar unterhielt sich ein paar Minuten über Belangloses, dann watschelte Ivy mit der gemütlichen Behäbigkeit einer Frau in anderen Umständen in die Küche, um sich um den Lunch zu kümmern.

Edgar versenkte sich derweil wieder in seine Grübeleien. Obwohl er nun Chefredakteur der *Evening News* war und sie eine neue Wohnung in Notting Hill bezogen hatten, befanden sie sich noch immer in finanziellen Schwierigkeiten. Deshalb kam es ihm gerade recht, dass London von einer mysteriösen Mordreihe heimgesucht wurde. Keineswegs sollte dies ein etwaiger Affront gegenüber den bedauernswerten Opfern sein, sondern lediglich eine Möglichkeit, mit einer Artikelreihe über die *Froschmorde* eine hohe Auflagenzahl für seine Gazette zu erzielen, was sich wiederum monetär auf sein eigenes Gehalt niederschlagen würde. Aus diesem Grund hatte er diesen bislang einzigartigen Kriminalfall

auch zur *Chefsache* erkoren, was bedeutete, dass er sich höchstpersönlich um die diesbezüglichen Recherchen sowie das Niederschreiben der Texte kümmerte.

Sämtliche Zeitungen waren in dieser Sache in Konkurrenz zueinander. Jede Gazette buhlte um noch mehr Leser, sei es mit reißerischen Überschriften oder wilden Spekulationen.

Edgar Wallace jedoch schlug einen anderen Weg ein, um dahin gehend das Rennen zu machen: Er wollte die Fälle selbst lösen!

In dieser Hinsicht stand er dementsprechend im Wettbewerb mit den offiziellen Ermittlungen. Inspektor Ray Bennett von Scotland Yard, dem diese oblagen, sah von jeglicher Kooperation mit den Medien ab. Er traute keinem Journalisten und gleich gar keinem *windigen Reporter aus dem südlichsten Afrika*, der sich in seinem Heimatland neue Sporen verdienen wollte, wie er einmal abfällig bemerkt hatte. Diese Tür blieb für den Chefredakteur also verschlossen. Aber vielleicht gab es eine andere.

Deshalb nahm sich Edgar Wallace vor, den berühmtesten und besten privaten Ermittler der Britischen Inseln aufzusuchen. Nämlich keinen anderen als Sherlock Holmes, um ihn um Hilfe bei der Aufklärung der rätselhaften *Froschmorde* zu bitten.



Seit den entsetzlichen Nachrichten über die sogenannten *Froschmorde* traute sich Lady Farnsworth sprichwörtlich nicht mehr aus dem Haus. Denn aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters, ihres Familienstandes als Witwe und ihres beträchtlichen Vermögens entsprach sie unzweifelhaft genau jenem Opferprofil, das Scotland Yard über die Gazetten verbreiten ließ. Als Warnung sozusagen. Hatte nicht schon Queen Victoria I., Tochter von Eduard, Herzog von Kent, Victoria Luise aus dem Hause Sachsen-Coburg-Saalfeld, höchstpersönlich geboren 1819 im Kensington Palace, deren Amtszeit bis vor rund drei Jahren andauerte, einst bekundet, dass nirgendwo die sozialen Gegensätze stärker mit Händen zu greifen seien als in London, wo die Schere zwischen Arm und Reich weit auseinanderklaffte? Zwar war die britische Metropole zu jener Zeit die wohlhabendste Stadt der Welt, aber mit ihren über drei Millionen Menschen, die auf engstem Raum zusammengepfercht waren, auch eine der unruhigsten und gefährlichsten. Ein Drittel der Bürger lebte in bitterer Armut, mussten sich als Tagelöhner verdingen. Zudem kämpften Tausende Obdachlose um das tägliche Überleben. Die hässliche Fratze des Elends zeigte sich mitunter im Norden und Nordwesten der Stadt, vorzugsweise jedoch im Osten, im East End. Dort hauste der *verwahrloste Abschaum* der Gesellschaft, der von der Mittel- und Oberschicht verächtlich als *moralisch minderwertiges Lumpenproletariat* bezeichnet wurde. Und dort galt nicht etwa das bürgerliche Recht, sondern das Gesetz der Straße.